

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse
(Nachdruck verboten.)
(Fortsetzung.)

17. Kapitel.

Als Michael Laszkowicz durch die dunkle Nacht der Grenze zueilte, um seinen Sohn noch einmal zu sehen, lag Napoleon Rutkowski in tiefem Schlaf. Er hatte sich abends noch entschlossen, den Kampf gerade da aufzunehmen, wo er stand. Wie war er so freudig und zuversichtlich gewesen.

Der Morgen graute im Osten, als Bartel Inghod ihn weckte. Ein paar Sekunden noch schloß er die Augen. Er fühlte sich frisch und behüte sich wohl. Viele Nächte hatte er nicht so gut geschlafen wie in dieser Nacht vor der Entscheidung. Rasch machte er sich fertig und trat hinaus.

„Der Tag scheint kalt zu sein, Bartel, he?“

„O, Euer Gnaden, wir werden uns warm machen!“ sagte der alte Diener mit glänzenden Augen. „Das ist mehr als Luftom!“

Es war noch still im Lager. Nur aus einem Zelte tönte fröhlicher Gesang. Fast übermüht klang er in die Frühe hinaus. Der da so lustig sein Lied emporschnettete, war Marjan Batranski. Unerklärliche Ahnungen hatten den einst so fröhlichen lange still gemacht und niedergedrückt.

„Ich komme nicht nach Hause zurück,“ hatte er einst dem Marquis gesagt. „Nach nicht und red's mir nicht aus. Das ist mal so! Schon damals, als wir die Gewehre über die Grenze brachten, wußt' ich's. In dem Boden liegt' ich mal, habe ich mir gesagt. Und eigentlich, Marquis,“ ein nicht ganz glückliches Lächeln flog über sein hübsches Gesicht, „eigentlich ist's doch schade um mich, Spielverderber war ich nie!“

Nichts konnte ihn auch in seinem Glauben beirren. War er früher der Lustigste gewesen, so saß er jetzt schwermütig da, nahm selten an den Gesprächen teil und hielt sich mehr und mehr fern von den andern.

Um so auffälliger war es gewesen, daß er gestern fast heftig sich für einen Kampf eingesetzt hatte. Mit einer Art wilder Entschlossenheit hatte er gesprochen. Nun, als der Morgen anbrach, sang er. Verwundert hörten es seine Leute, verwundert die Freunde. Als der Marquis mit dem unvermeidlichen Stöckchen in sein Zelt trat, drehte sich Marjan lustig nach ihm um.

„Weißt du, Bruder,“ sagte er lächelnd, „heute nacht ist mir eine schöne Geschichte eingefallen. Doch nimm dir erst etne Zigarette. So. Nun, ich liege also und denke: Schade um dich, mein guter Marjan! Nach so viele Flaschen noch im Keller, wer wird sie trinken? Und wer wird die Paui Soundso trösten, und das kleine Fräulein in Breschen, und — na ja, ich denke eben an alles. Und der Tod, brcc!“

So ein moskowitzischer Halunke, den die Flöhe verzehren, soll mich umbläsen. Es ist eine Schande. Ich bin ja nicht feige, aber ich habe Furcht, daß sie mir das Gesicht nicht in Frieden lassen. Pstia krew, du lachst. Lache, Freundchen, lache nur zu. Das Gesicht jedoch soll bleiben, wie es ist. Herz, Lunge, gut; macht, was ihr wollt. Nur das Gesicht, es sieht dann so häßlich aus und voll Blut.“

Er strich seinen Schnurrbart und nickte sich im Spiegel zu.

„Heute nacht also liege ich und denke daran. Plötzlich fällt mir ein, was in einem alten Heste von meinem Urgroßvater steht. Seine Knochen sind längst Mehl, aber er soll ein Mensch gewesen sein, nicht zu sagen! Im ganzen Königreich weinten sich hundert Frauen, siebenhundert, steht in dem Heste, die Augen aus. Denn er hatte sie einst geküßt und tat es nicht mehr. Und jedermann wollte sein Freund sein, trotzdem! Das Wunderbarste ist nun, und dies fiel mir ein, wie er starb. Als Magnat hatte er eine eigene Hauskapelle. Diese nun mußte hinter einen Vorhang treten und die schönsten Lieder spielen: Tänze, lustige Stücke, wie bei einem Feste. Sein Gesicht jedoch sollte keiner sehen, denn er wollte nicht, daß es sich verzerrte. Und er ward bei der Musik immer lustiger. Als er starb, lag die Heiterkeit noch auf seinem Antlitz. Deshalb war er noch sehr schön im Tode. Darüber habe ich erst nachdenken, dann lachen müssen. Muß man schon sterben, nun schön, dann lustig! Und siehst du, Bruder, seitdem bin ich vergnügt wie ein Stieglitz.“

Er lachte wirklich; ungetrübt schien seine Heiterkeit.

„Du bist fraglos sehr comme il faut, Marjan,“ erwiderte Siga Wendrowski und bog sein Stöckchen.

Napoleon Rutkowski stellte die Heerhaufen folgendermaßen auf: Das Zentrum befehligte er selber. Es stützte sich auf den Krug. Der linke Flügel war bis zum Walde vorgeschoben, der rechte nicht ganz bis zur Chauffée. Der Plan war, durch eine Flankenbewegung dem Feinde, der nicht so stark war und sich deshalb nicht so weit ausbreiten konnte, in die Seite zu fallen. Da man es mit nichtgeschuldeten Leuten zu tun hatte, so war jedes regelrechte Manöver fast ausgeschlossen. Es hieß nur, die Leute so rasch wie möglich an den Feind zu bringen. Im Einzelkampf standen sie ihren Mann. Gegen das exakte Feuer der Russen konnten sie nicht aufkommen.

Man hatte erst nach der alten Taktik der Aufständischen aus dem Walde hervorbekommen wollen. Aber bald verwarf man den Plan. Kasimir Rozonka rückte mit einem andern heraus. Da die Hauptsache war, möglichst rasch ins Handgemenge mit den Russen zu kommen, sollte sofort eine Schar von etwa 150 Reitern attackieren, und während der Feind seine ganze Aufmerksamkeit auf sie lenkte, sollten die Rothenden näherherücken. So hoffte man, ohne allzu viel Verluste das Gros der Leute an den Feind führen zu können.

Napoleon Rutkowski machte ein ernstes Gesicht.

„Mit anderen Worten,“ sprach er, „die 150 Reiter sollen sich opfern. Wie viele werden zurückkehren?“

„Die Hälfte,“ sagte Kasimir Rzonka kalt.

Marjan Batranski hatte die Führung der Reiter für sich gefordert.

„Dann wirst du nichts dagegen haben, daß ich mitreite,“ sagte der Marquis und drehte sich eine Zigarette. „Damit kann man sich manche fröhliche Stunde vertreiben.“

Nichts konnte ihn auch von seinem Vorhaben abbringen.

Als die Sonne aufging, sahen die Polen, daß die Russen anrückten. Einen Augenblick war Totenstille. Dann begannen die Reiter, an deren Spitze Marjan von Batranski und Siga Wendrowski hielten, wie aus einem Munde das „Boze coś Polskie“ anzustimmen. Sie sangen ernst und voller Inbrunst. Jeder wußte, welche Aufgabe gerade ihnen zufiel. Ein Zug nach dem andern nahm das Lied auf. Von einem Haufen sprang es zum andern über. Das ganze Heer sang es mit entblühten Häuptern. Es war kein geregelter Gesang mehr. Die am Walde standen, fielen später ein als die auf dem rechten Flügel. Aber aus den Tausenden rauher Männerfehlen scholl es doch gewaltig empor, ein Brausen und Tosen, daß die Lüfte zitterten.

Schweigend rückten die Russen näher. Die Lanzen der Kosaken blühten herüber. Man unterschied die einzelnen Abteilungen, die Offiziere. Siga Wendrowski sah scharf zu Napoleon Rutkowski hin. Er hielt im Rücken der Mittelstellung neben Kasimir Rzonka und ein paar Melbereitern. Es war ausgemacht, daß, wenn er den Degen hob, die Reiter vorgehen sollten.

Man hörte jetzt nur leise reden. Es verschmolz zu jenem eintönigen Summen, das große Menschenansammlungen zu begleiten pflegt. Zum letztenmal kreisten die Flaschen. Durch einen Parlamentär ließ der Befehlshaber der Russen die Rebellen zur Unterwerfung auffordern. Natürlich vergeblich.

„Machtung!“

Die Hände, die die Zügel führten, zitterten leicht. Das Bittern schien auch auf die Gänle überzugehen. Sie streckten den Kopf aus und legten die Ohren fest an.

Süßen und drüben kurze Kommandos. Fast gleichzeitig knatterten auf beiden Seiten die ersten Schüsse. Pulverdampf umhüllte einen Augenblick Freund und Feind.

Im selben Augenblick erhob Napoleon Rutkowski den Säbel. Und in tausendem Galopp, wie aus der Pistole geschossen, brausten die kleinen polnischen Pferde übers Feld auf den Feind zu. Den Kopf auf die Hälfte geduckt, den hungerten Säbel in der fiebernden Hand, raften die Verwegenen dem Tode entgegen. Siga Wendrowski, der Marquis, hatte etwas hummelig auf seinem Falben gefessen. Ganz, wie es seine Gewohnheit war; als ob ihn die Sache nicht besonders interessierte. Jetzt aber schien er mit seinem Gaul, der ventre à terre dahinsetzte, förmlich verwachsen zu sein. An der Mähne des Falben vorbei spähte er vorwärts.

Der Pulverdampf der Säbel hatte den Russen bisher die Anstürmenden verborgen. Als die ersten Reihen sie erblickten, stuzten sie. Im nächsten Augenblick tönte ein Kommando. Zu spät!

Ob sie sich fassen konnten, sahen sie vor sich, über sich aufgerissene, dampfende Pferdewäuler, rotunterlaufene Augen, blühende Säbel. In gewaltigem Anprall wurden die ersten Reihen einfach umgerissen und niedergeworfen, die folgenden wankten und gerieten in Verwirrung. Flüche, Schmerzensrufe, das fast schreiende Gewieher der Gänle, das Stöhnen der am Boden Liegenden und Hufstampsen, die Kommandorufe der Offiziere, die Trompetensignale, der Lärm der nachrückenden Rothemden, die zum Teil ihr altes Sensenlied sangen, das alles verband sich zu einem furchtbaren, die Luft erschütternden Geheul.

Und inzwischen badeten sich die durstigen Säbel der angreifenden Reiter in Moskowiterblut. Sie wußten, daß sie nur Sekunden, Minuten zu mähen hatten, sie wußten die Zeit aus. Hageldicht fielen die Liebe. Der „Marquis“ schien von Stahl zu sein. Unermülich, ein furchtbarer Schmitter, arbeitete er.

So groß war die Macht des ersten Anpralls gewesen, daß die polnischen Reiter sich selbst festgeritten hatten und eingeleist im Feinde steckten.

Es war höchste Zeit, daß die Rothemden herankamen, um ihre Brüder zu retten.

„Hundelohn!“ fluchte Siga Wendrowski und parierte den Hieb eines riesigen Kosaken. Ein zweiter Hieb streckte den Mann nieder. Mit seinem kleinen, beweglichen Falben

drängte er sich zu Marjan Batranski durch, dessen gute Laune noch immer zu wachsen schien.

„Man soll seinem Schicksal nicht aus dem Wege gehen,“ hatte er einen Tag vorher gesagt. Aber er schien es geradezu aufzusuchen. Im dichtesten Haufen der Feinde kreiste sein Säbel. Nur ungern hörte er den Befehl zum Rückzug.

Das Unglück wollte es, daß die Reiter bei diesem Rückzuge, der manchem der Ihrigen das Leben kostete, in die Reihen der nachdrängenden Aufständischen gerieten. Die scheu Gemordenen, tanzend, sich häumenden Pferde richteten auch hier Verwirrung an. Die Russen benutzten das, um kräftig vorzustoßen. Die Reihen hatten sich neu geschlossen. Ueber die gefallen Brüder hinweg gingen sie tapfer vor. Die Polen gerieten ins Wanken. Vergebens wollte Siga Wendrowski noch einmal mit den Reitern attackieren. Die Reiter, viel über die Hälfte war wirklich nicht zurückgekehrt, waren zu Tode erschöpft und hätten auch so wie so nicht viel ausrichten können, da Freund und Feind im Handgemenge durcheinandergeschoben war. Jetzt zeigte sich der Fehler des Planes. Die weitgedehnte Linie konnte sich nicht rechtzeitig zusammenschließen. Unaushaltbar drangen die Russen vor. Schon waren die Polen auf den Fleck zurückgeworfen, von dem aus sie vorgegangen waren. Da zog Napoleon Rutkowski von den äußersten Flügeln Verstärkungen heran, um den Schlüssel seiner Stellung halten zu können. Mit frischen Kräften griffen die Leute in den Kampf ein. Die Ermüdeten, Zerstreuten, Einzelkämpfenden wichen zurück. Marjan Batranski, der überall war, formierte sie, so gut es ging. Jetzt im Einzelkampf waren die Rothemden wichtiger als die Reiter, deren Hauptaufgabe es war, die Kosaken im Schach zu halten.

Kurz entschlossen sprang Marjan Batranski vom Gaul und führte, den blanken Säbel in der Hand, die neu geschlossenen Reihen wieder ins Gefecht. Er stand bald in vorderster Reihe. Neben ihm kämpfte in seiner starren Verbissenheit, mit den schmalen, vernissenen Lippen, Wladimir Rybjezjnski. In der linken Hand das Kreuzisj, in der rechten die nie ruhende Klinge, wich und wankte er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Schönheit unserer Heimat.

Von Regierungsbaumeister Seeger.

(Schluß.)

Zuletzt wollen wir noch den Dom der ehemaligen freien Reichsstadt Weplar besuchen. Im Gegenjag zu den in sich abgeschlossenen typischen Stilkirchen, die geradezu Schulbeispiele waren, in der Weplarer Dom ein Torso, zum Teil sogar Ruine geblieben. Und gerade dies ist für uns doppelt interessant: wir sehen in den erkarrten mittelalterlichen Baubetrieb hinein und erkennen seine Wünsche und Ziele, die schon vor einem halben Jahrtausend um ihre Erfüllung rangen.

Es ist im Mittelalter durchaus nichts Vereinseltes gewesen, alte Bauten abzubauen, nicht weil sie etwa baufällig geworden waren, sondern nur nach dem neuesten Stil — nach der letzten Mode möchte man fast sagen — großartigere Neubauten an ihre Stelle zu setzen. Das gewaltigste neuzeitlichste Gotteshaus zu besitzen, war der Ehrgeiz aller mittelalterlichen Städte. Es war nicht nur das religiöse oder kirchliche Gefühl allein, das solche übergroßen Leistungen wagte; das Bauen war fast eine Leidenschaft, es war der künstlerische Ausbruch des selbstbewussten Stolz, der sich ein ragendes Denkmal setzen wollte.

In Weplar hat es der Zufall gefügt, daß der ganze Kirchenbau ins Stoden kam, als die Abbrucharbeiten der älteren Anlage noch nicht beendet waren. So sehen wir noch heute mit Staunen dem schon vor einem halben Jahrtausend zum Abbruch verurteilten romanischen Turm stehen, umrankt von der damals begonnenen Gotik, die nie vollendet werden sollte. Der graublau Basalturm und das altertümliche Portal, das zwischen ihm und seinem bis auf das ebenerdige Geschloß abgebrochener Bruder, sind die sichtbaren Ueberbleibsel einer sehr alten Kirche, die wohl um das Jahr 1000 entstanden sein mag. Unter dem heutigen Domfußboden hat man bei den letzten Wiederherstellungsarbeiten die inneren Pfeilerstellungen und manches andere festgestellt, so daß wir uns wohl eine Vorstellung dieser älteren Anlage machen können. Es haben sich gleichalterige engverwandte Bauten in Rheinhessen bis auf unsere Tage herübergereitet, die in der charakteristischen Form des Turmes, besonders des reizvollen Ueberganges aus dem Viered zum leichten Achteck-Geschloß, sich untereinander auffallend gleichen. Welche Beziehungen zwischen diesen Kirchen in Weplar, Worms (Paulskirche), Guntersblum und Dittelsheim bestanden, entzieht sich unserer Kenntnis.

Als man sich in Weplar zum Neubau entschloß, war die Kirche diesem Turm nach zu urteilen sicher noch nicht aussichtslos baufällig. Gernug, man begann am Chor die alte Kirche niederzulegen und sie stückweise, vergrößert im neuen Stil ersetzen zu lassen,

Es mag wohl um die Zeit des Limburger Dombaues gewesen sein. Denn in dem neu entstandenen Chorbau streiten sich die alten und neuen Formen. Ob der Baumeister wechselte und nach einem Gotiker vielleicht noch einmal ein Mann der alten Schule berufen wurde: jedenfalls betonte man den gotischen Chor mit dem romanischen Abschluß einer Bivergalerie und türmte ein altertümliches Falsenbach darüber. Jedoch die neue Richtung setzte sich durch. Das der Straße zugekehrte südliche Querhaus zeigt die gotischen Formen, wenn auch noch gerade so ungenau wie der Chorunterbau. Das langsame Fortschreiten des Baues nach Westen dem Hauptturm zu entwickelt immer gewandter und großzügiger die gotische Konstruktion und Formensprache an Pfeilern und Pilastern, Fenstern und Portalen. Als das reiche, in eleganter flüssiger Werk erbaute nördliche Querschiff vollendet war und das Langhaus schon an die aufstrebenden Türme heranwuchs, stand noch immer der Basaltturm mit dem ehemaligen Haupteingange schon halb von der hohen Gotik überbaut. Da trat die Stodung im Bau ein! Wie es gesonnen, daß man das kühn begonnene Werk so schmählich im Stiche ließ? Es mögen viele Gründe zusammen gewirkt haben. Die äußere Unmöglichkeit, dauernd die beträchtlichen Mittel für den großen Bau aufzubringen, mag sicher schwer ins Gewicht gefallen sein, aber auch die inneren Voraussetzungen für das Werk war im Lauf der langen Bauzeit in sich zusammengesenken. Das Ideal der himmelanstrebenden Türme hatte sich überlebt. Dem neuen Geschlechte genügte für das praktische Bedürfnis der Raum so vollkommen, daß man sich nicht einmal dazu aufschwang, die beiden, schon in der einen Hochwand vollendeten Joche fertig zu stellen, die den Innenraum bis unter den Turm geführt hätten, wie es im alten Plane lag. Der Turm bekam ein Norddach, eine, wenn auch noch so reizvolle Schieferkrone: Verzicht auf jedes Höhenstreben!

Wenn die lange schleppende Bauzeit der Vollendung des Ganzen hinderlich im Wege stand, so hat sie doch ins Nachhinein eine wundervolle feinere Entwicklungsgeschichte mittelalterlicher Baukunst überliefert, die in ihrer malerischen Schönheit nicht nur dem kunstwissenschaftlichen Forscher wertvoll ist.

Das Innere zeigt uns, was das Äußere vermuten ließ: einen reich gegliederten Raum, der alle Stilwandlung mitemacht. Auch hier ist, wie in der Elisabethkirche, der Chor durch einen, nun aber viel reicheren Letzter abgetrennt. Es bescheidet heute auch die konfessionelle Scheidung: das Chor ist dem katholischen, der Hauptraum dem protestantischen Gottesdienst geweiht. Die Schiffe zeigten in ihrer Hallenform auf den ersten Blick die Verwandtschaft mit Warburg, die sogar bis in Einzelheiten des formalen Schmuckes geht.

Der Dom ist vor wenigen Jahren sehr gründlich restauriert worden und zwar in den meisten Teilen ganz vorbildlich. Man hat die Aufgabe im wesentlichen dahin aufgefaßt, den Bestand gesichert zu erhalten. Die allzu hohen Kosten ließen den Gedanken eines Ausbaues nicht ernstlich hoch kommen. Dies ist ein Glück für den Dom: denn sonst hätte er, der bei seinem langsamen Emporaufwachen gewohnt war, im jeweiligen Zeitstil seine neuesten Glieder zu schmücken, es über sich ergehen lassen müssen, in „reinsten Gotik“ vollendet zu werden, in einer Kunstform, die schon seit einem halben Jahrtausend veraltet ist.

Was jetzt am äußeren Bau gearbeitet wurde, drängt sich nirgends störend auf. Von ganz besonders glücklichem Wurf ist der stimmungsvolle Vorhof unter den malerischen Ruinen der begonnenen Türme: ein Stüchchen Mittelalter, das ungestört in unserer Zeit weiter träumen kann. Am schönsten fast ist der Eindruck durch die vergitterten Portale gesehen, da beim Durchdringen selbst das unheimliche Grotteske fast beängstigt wirkt, wie der hohe gotische Turm sich auf den Stelzfuß eines schwindelnd hohen Bündelpfeilers stützt.

Die neue Innenausstattung hat man merkwürdigerweise in schweren Barockformen durchgeführt. Gewiß ist dies besser, als der von vornherein zum Scheitern verurteilte Versuch, sie überzeugend gotisch zu gestalten. Warum aber konnte die Domtradition nicht gewahrt und die Ausstattung neuzeitlich werden? Wenn man sich dies auch nicht zutraute, so ist jedenfalls aber ein warmer stimmungserzeugender Raum geschaffen, der unsere heutige Wiederherstellungskunst turmhoch über die nur wenige Jahrzehnte vorausliegende Warburger stellt.

Was uns der Weplerer Dom mit aller Eindringlichkeit predigt, ist die alte, so oft überhörte Wahrheit, daß Schönes zum Schönen immer wieder Schönheit ergibt, daß keineswegs aber künstliche Einheit notwendig ist, um ein echtes Kunstwerk zu gestalten. Im Gegenteil, die künstlich erzeugten Spätlinge eines Baustiles bleiben hart und tot gegenüber den lebendigen Reizen ihrer Vorbilder. Das „finstere Mittelalter“ kann uns in Kunstdingen zumal auf architektonischen Gebiete mandmal beschämen. Wer sich beschern lassen, wer mit frischen Eindrücken nach Hause kehren will, der wandere getrost zu unseren alten Bauten und lausche, was die Steine erzählen.

Vermischtes.

* Der Verdegang des Dörrgemüses. Die durch die Kriegsumstände bedingten Ernährungsverhältnisse haben bei uns die Gemüselost in einem Grade zu Ehren gebracht, wie ihn selbst

die überzeugtesten Vegetarier früher kaum erträumt haben dürften. Es hat sich gezeigt, daß auch in diesem Falle aus der Not eine Tugend werden kann, denn nach mannigfaltigem stativischem Material wurde die Probe auf das Exempel gemacht, daß sowohl der körperliche wie der geistige Arbeiter ohne den geringsten Schaden an einem Mindestmaß von Fleischnahrung Genüge finden kann. Außerdem erfordert die Kriegswirtschaft möglichst weitgehende Ausnützung aller Produkte, und diese läßt sich eben in direkter Weise besser verwirklichen, als durch den Genuß des Fleisches von pflanzenfressenden Tieren. Entsprechend dem Umfang und der Bedeutung des Gemüseverbrauches unter den gegenwärtigen Umständen wird auch in allen großen Städten auf besondere Weise für die Sicherstellung der Gemüsevorräte gesorgt. Darum die hohe Bedeutung des Dörrgemüses, dessen Verdegang Dr. Alfred Grademois nach einem Besuch in der großen Berliner Trockengemüseanstalt im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ schildert. Die in kaum mehr als 100 Bautagen fertiggestellte Anstalt ist ein Muster äußerster Praxis; mit allen Mitteln wurden überflüssige und zeitraubende Transporte vermieden. Das Gebäude ist durch eine Feldbahn mit dem Bahnhof einer Gasanstalt verbunden und wird außerdem einen Vollbahnanschluss erhalten. Die von außen durch Luken zugänglichen Vorratsbehälter vermögen nicht weniger als 3000 Zentner Gemüse zu bergen. Die Verarbeitung des Gemüses führt Dr. Grademois am Beispiel des Weißkohl aus. Der Kohl wird gepulvt und von seinen weichen Blättern befreit, hierauf von oben her zum Waschen in einen Kessel gelegt. Ein Druck auf einen Knopf genügt, um durch einen elektrisch betriebenen Kompressor Druckluft in den Kessel zu pressen, der eine Wellenbewegung des Wassers erzeugt und so die gründlichste Reinigung bewirkt. Weiterhin kommen die Zerkleinerungsmaschinen in Betracht, Hobelmaschinen, in die der Kohl, nach Entfernung der Strünke durch Bohmaschinen, gebracht wird, um in Form eines fortlaufenden Stromes von Gemüseschnitzeln wieder hervorzukommen. Diese Schnitzel werden in flache Eisenkästen geschüttet, die man in den Trocknofen schiebt. Ein Ventilator bläst ständig einen Strom Heißluft von 65 Grad C. über die Gemüseschnitzel, denen die Feuchtigkeit auf diese Weise entzogen wird. Bei diesem Prozeß schrumpft das Gemüse auf den zehnten Teil seines Umfanges zusammen und verliert mit seinem Wasserinhalt 94 Prozent seines Gewichtes. Dies ist ein kleines Beispiel für die Arbeitsweise, der unsere gerade jetzt so wichtigen Vorräte an Trockengemüse ihre Entstehung verdanken. Die hierbei sich ergebenden Abfälle dienen als Viehfutter, so daß auch nicht die geringste Kleinigkeit verloren geht.

* Ein wohlkmeckender Fleischlieferant. In dieser Zeit der Fleischknappheit kommt manches Tier zu Ehren und — auf den Tisch, das früher allgemein als gänzlich ungeeignet zum Genuß verschmäht wurde. So entdeckte man im vorigen Jahre, daß junge Krähen in gekochtem oder gebratenem Zustande gar nicht schlecht schmecken. Jetzt macht R. Bugow-Botsdam im neuesten Heft der Fischerei-Zeitung auf das Bläßhuhn als einen wertvollen Fleischlieferanten aufmerksam. Als Wasserhuhn oder Pöze ist der Vogel überall bekannt. Merkwürdigerweise nimmt das Tier in einzelnen Gewässern einen Geschmack an, der manchem Gaumen widerlich sein wird; das muß wohl von dem Pflanzenwuchs des Wassers herrühren, von dem die Pöze frist. Bugow teilt verschiedene selbst ausprobierte Verwendungsmöglichkeiten und Zubereitungsarten mit. Er ist gegen das gewöhnliche Rezept, nach dem man sämtliches Fett von dem gekühlten Tier entfernt, bevor man es für 24 Stunden in saure Milch legt. Diese Fettverwendung ist zumal in dieser Zeit keineswegs zu billigen. Man soll also die fetten Pöze genau wie eine Gans zubereiten, sie auch in der gewohnten Art füllen und das beim Braten herauslaufende Fett abschöpfen. Wenn das Fett zuwider ist, schneide man es ab und behandle das Tier wie ein Huhn oder — mit oder ohne Speck — wie ein Rebhuhn. Auch zum Kochen mit Gemüse eignet sich das Wasserhuhn. In das sauber gerubste und gefengte Tier lege man eine rohe, geschälte Kartoffel und lode es in Salzwasser ab. Mit der so gewonnenen Brühe kocht man Kohlräben, Moerkräben, Polken, oder Kohl und gibt das Huhn als Beilage. Auch räuchern läßt sich das Tier. Das Fett ist zum Braten von Kartoffeln und als Futur zu allen Speisen zu verwenden.

* Vom U-Boots-Leben erzählt Hr. v. Forstner, selbst einer der schneidigsten Führer unserer so sehr gefährdeten Unterseeboote, in dem neuesten Heft von Vahagen & Wafings Monatsheften. Wir entnehmen der reizenden Schilderung einige Zeilen. Neugierlich trieblich schreibt Hr. v. Forstner, liegt Boot neben Boot fest verankert. Jeden Augenblick kann jedes von ihnen jedoch den Signalbefehl durch eilig am Mast des Admiralschiffes emporeisende bunte Flaggen oder durch die geheimnisvollen Zeichen der durch die Luft unsichtbar zu ihnen hincitenden Funkentelegraphie erhalten, zum sofortigen Loswerden der ihn an die Heimatküste fesselnden Haltane. Die ganze Befestigung ist nur besetzt von dem einen Gedanken: „Wann endlich wird es wieder losgehen?“ Die wohl nirgends auf einem U-Boot fehlende Bordkapelle, meist eine Bandharmonika, ein Grammophon oder ein Klavier mit einem Stückchen alten Zeitungspapiers, trägt ihr möglichstes dazu bei, aller Stimmung auf das Fröhlichste zu erhalten. Ein halbes Hin und Her gibt es auf dem Oberdeck und von dem alarmbereitliegenden U-Boot. Anmengen von Proviant für lange Wochen werden anachfahren, um bald im Bauche des kleinen grauen Un

gelümt zu verschwinden. Ist dann der Befehl zur Abfahrt eingetroffen, so durchschneidet das mit Blumen und freundlichen Kleibern geschmückte Boot freudig und in froherer Stimmung die dunklen Fluten des Hafens. Ist das U-Boot dann auf hoher See untergetaucht, so späht der Kommandant eifrigst am Schwohr in die Ferne nach dem gesuchten Feinde. Nur kurze Zeit darf er das verräterische Glasauge des Schtrohrs über den Meeresspiegel hinaustragen lassen. Eilend muß es nach kurzem Hundblinde wieder in die Tiefe des Turminners verschwinden. Unsichtbare elektrische Kräfte besorgen diese Arbeit, durch kurzen Druck auf die Knöpfe harmlos betätigt, als wollte man den Kellner oder das Stubenmädchen eines Hotels herbeirufen. Nur ein einziger kurzer Druck genügt so, und geborgen sind wir vor den neugierigen Blicken des Feindes. Oft können wir bei klarem Wasser und hellem Grunde, besonders wenn heller Sonnenschein auf der Meeresoberfläche spielt noch nach Ausschalten allen künstlichen Lichtes klar und deutlich sehen, so daß es keine Schwierigkeiten bereitet, zu lesen. Oft tun wir das, häufig sind wir sogar dazu gezwungen, um elektrischen Strom zu sparen. Dem sehr sorgsam müssen wir ja danach trachten, nicht durch unnützen Verbrauch des kostbaren Schatzes der elektrischen Kraft die mögliche Reizdauer unserer Verwendungsfähigkeit unter Wasser zu verkürzen. Vor allem aber schluckt die elektrisch betriebene Heizung sehr viel von diesem Stromvorrat, und wehe dem Boote, das nicht rechtzeitig hierin sich die größte Sparlichkeit auferlegt hat. So heißt es denn, lieber etwas frieren, als nachher mit der elektrischen Kraft zu früh „bloy“ zu sein (See-mannsdruck für „alle sein“). — Außerst schwierig stellt sich das Schießen von dem niedrigen hin- und herrollenden Deck des U-Bootes dar. Matrosen hauen die Seen auf das Oberdeck des Bootes, wie auf Geschütz und Leute. Oft stoßen sie alle Mann vom Geschütz weg und schlagen auf die Platten des Decks nieder, ja oft reißen sie alle Leute mit Gewalt mit sich über Bord in die kalten Fluten. Doch jeder Mann der Geschützbedienung hat sich wohlweislich mit sicheren Stricken an irgend eine Stelle des Decks oder seiner geliebten Kanone festgebunden; so können sie alle sich gegenseitig wieder heraufziehen an den Geschützstand, um bald, von Wasser tiefend und wütend um sich spüend, mit desto größerer Begeisterung ihrem Gegner die nächsten tödlichen Wunden beizubringen. Wären die Augenblide nicht so verzweifelt ernst, man müßte lachen über die immer wieder hinwurzeln- den Geschützbedienung, die mit immer höher gesteigerter Wut von neuem an ihre Kanone krabbelt, um den nächsten Schuß zu lösen.

* Der torpedierte Dahn. In der neuesten Nummer von Welhagen & Lassings Monatsheften erzählt Korvettenkapitän Frsch. von Forsch in der interessantesten Weise vom Leben an Bord unserer Unterseeboote. Wir entnehmen diesem Aufsatz ein lustiges kleines Geschichtchen. — Es war im Frühjahr vorigen Jahres. Weit draußen im Atlantischen Ozean hatte unser Boot einen feindlichen Dampfer mit kostbarer Ladung abgefangen. Er wurde angehalten und die Mannschaft nach Durchsuchung zum Verlassen des Schiffes aufgefordert. Eilends verließen die Leute, sichtlich froh, ihr Leben retten zu können, auf Signalbefehl das Schiff in den zahlreichen Rettungsbooten bei ruhigen, schönsten Frühlingswetter. Das letzte Boot war glücklich von dem Dampfer abgetrennt. Ich hatte mich an das Ziel-Schrohr begeben und wollte gerade dem verfallenen Dampfer den Gnadenstoß durch einen wohlgezielten Torpedoschuß verlesen, als eine schreiende Stimme mich fast um meinen Treffer gebracht hätte. Von der Stelle eines anderen Schtrohrs erscholl es nämlich, fast ängstlich besorgt, durch ein weit geöffnetes Sprachrohr zu mir heraus: „Der Kapitänleutnant! Herr Kapitänleutnant!“, so daß ich Veranlassung nehmen mußte, mich nach dem Grunde des Heteromordios zu erkundigen. Es konnte ja irgend jemand eine auf uns lauende Gefahr bemerkt haben, auf die er mich aufmerksam machen wollte. Doch meine Frage: „Was ist denn eigentlich wieder los?“ wurde nur prompt und ruhig von der jetzt erkannten Stimme meines Koches damit beantwortet: „Der Kapitänleutnant, können Hühner eigentlich schwimmen?“ Etwas erstaunt mußte ich zunächst lachen, doch seine weiteren Beteuerungen: „Auf dem Achterdeck, da laufen ja lauter Hühner herum, und morgen ist doch Sonntag!“ ließen auch mich bald eine statliche Hühnerschar erkennen, auf der hochgestapelten Ladung des Dampfers friedlich einherpapierend. Doch nicht lange durfte das ländlich glückliche Bild dauern. Schnell sich nähernde gefährliche Rauchwolken feindlicher Torpedoboote zwangen zu raschem Handeln. Mit dumpfem Knalle barst das stolze Schiff wenige Sekunden später in zwei Teile. Nur einen Dahn gelang es nur noch nachher aus dem Trümmerfelde lebend zu retten. Er sollte nicht lange auf die über sehr weiteres Schicksal entscheidende Fleischkarte zu warten haben. Die lieben Kameraden aber versuchten mich noch lange Zeit auf Grund dieses harmlosen kleinen Erlebnisjes mit ähnlichen Fragen zu necken wie: „Sag' mal, wann gibt es eigentlich wieder bei dir an Bord torpedierter Dahn zu essen?“

* Nordamerikanisches Völkergemisch. Anlässlich des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen zu Amerika dürfte ein Blick auf die Zusammensetzung der Bevölkerung Nordamerikas von Interesse sein. Bei einer Gesamtsumme von 109 Millionen Bewohnern im Gebiet der Vereinigten Staaten von Nordamerika sind rund 81 Millionen Weiße; mehr als ein Fünftel ist demnach

farbig. Von eingeborenen Amerikanern weißer Hautfarbe stammen nur 49 Millionen ab, der Rest — und das ist nahezu die Hälfte! — ist entweder selbst erst eingewandert (18 Millionen) oder doch von eingewanderten Eltern geboren (19 Millionen). In den Städten tritt das eingeborene Amerikanertum noch mehr in den Hintergrund. Das Genusbureau hat in den 225 größten Städten Erhebungen darüber angestellt, und es ergab sich das überraschende Resultat, daß von den rund 28 Millionen Bewohnern dieser Städte nur 10 Millionen von eingeborenen Amerikanern herstammten. Von ebensovielen waren erst die Eltern, die übrig bleibenden 8 Millionen überhaupt erst selbst eingewandert. Hauptsächlich sind es Iren und Engländer, die sich jenseits des großen Teiches eine neue Heimat gründen wollen. Von den oben erwähnten 22 Millionen Fremdgeborenen oder von eben Eingewanderten stammen die Weißen waren zehn Millionen irischer bzw. englischer Abkunft; nicht viel weniger beträgt der deutsche Zustrom (8,8 Millionen). In weitem Abstände folgt Italien mit 2,7 Millionen, während Polen, Juden, Schweden, Franzosen und Norweger mit je einer Million vertreten sind.

Darf man in einer Mietwohnung Kleintierzucht treiben?

Das Halten von Tieren ist — wie der juristische Mitarbeiter der Zeitschrift „Das Blatt gehört der Hausfrau“ schreibt — für alle diejenigen, die auf die Benutzung von Mieträumen angewiesen sind, durchaus von der Genehmigung des Hauswirts abhängig. Dies ist ja auch in vielen formularmäßigen Mietverträgen, wie sie zumal in großen Städten üblich sind, ausgesprochen.

Mag durch den Krieg sich manches verändert haben, was zu Friedenszeiten wohl gerechtfertigt war, so wird doch keinesfalls eine Vertragsklausel nur wegen veränderter Umstände außer Kraft gesetzt. Wirksam bleibt diese Genehmigungsklausel, und man müßte höchstens prüfen, ob sie nicht ihrem Inhalt nach eine beschränkte Wirkung hat.

Man wird wohl mit gutem Grunde annehmen können, daß das Halten von solchen Tieren, die nie aus dem Hause herauskommen und keine Geräusche verursachen, nicht unter die Genehmigungsklausel fällt, insbesondere also z. B. das Halten von Kaninchen. Die Tatsache, daß unter Umständen durch Kaninchen Ungeziefer sich im Hause festsetzen könnte, ist wohl eine zu entfernte, als daß darauf das Unterfangsrecht gestiftet werden könnte.

Das Halten von Gänsen und Hühnern dagegen wird man mit Rücksicht auf das Geschwätz, das Bockern und Krähen, das Halten von Schweinen mit Rücksicht auf das Gegrünze und den Geruch wohl für unzulässig ansehen müssen.

Auf Grund des Mietvertrages hat der Mieter nur das Recht zur Benutzung zu dem im Vertrage vorgesehenen Gebrauch. Wer also eine Wohnung mietet, erlangt nur das Recht, sie zum Zwecke des Wohnens und die Böden und Kellerräume zu dem mit dem Wohnen verbundenen Zweck (Aufbewahren von Sachen usw.) zu benutzen. Die Benutzung von Wohnräumen mit Zubehör als Ställe würde daher nur dann zulässig sein, wenn sich die Tierhaltung in so geringen Grenzen hält, daß darin eine Aenderung des ursprünglichen Gebrauches nicht zu erblicken ist. Jede Verursachung von Geräuschen und Gerüchen, die über das allgemein übliche Maß hinausgehen, würde als ein Mißbrauch der Mieträume anzusehen und darum unzulässig sein.

Zulässig ist z. B. das Halten eines Hundes, obwohl er gelegentlich bellt, unzulässig dagegen das Halten eines Klaffers. Zulässig wäre zweifellos das Halten von Kaninchen, vielleicht auch das Halten von Zerbüchlein in geringem Umfange; sowie aber die Nachbarschaft in erheblicherem Maße gestört wird, würden außer dem Hauswirt vielleicht auch die Mieter selbst ein Unterfangsrecht haben.

Rätsel.

An der Front.

Wir lagen im Schützengraben voll Ruh',

Das Erste deckte alles zu.

Da sprach bedächtig der lange Gefreite:

„Ich glaub', heut wagen die Feinde das Zweite.“

Er hatte nicht Recht. Doch das Ganze wußt

Draufste bald über das Schlachtgefild.

Z.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:
Dretzüger von G. Chocholous:

B. K h2, Db5, Sa6, f5, Bb6, d7.

Schw. Kd8, Lf6, sd3, h7, Bb4, e5, f4, g6, h4.

1. D b5 — d5, S e1; 2. D a8 + usw. 1. S g5;

2. D g8 +. — 1. S f8; 2. S b8. — 1. g f;

2. D f7. — 1. 2. e7; 2. S e7. — Drohung: 2. D e6,

D f7, S b8.